Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 11

Artikel: Das Haus mit den drei Türen [Fortsetzung]

Autor: Schäfer, Wilhelm

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637097

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 11
XXII. Jahrgang
1932

Bern,
12. März
1932

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Vorfrühling.

Von Paul Heyse.

Stürme brausten über Nacht,
Und die kahlen Wipfel troffen.
Frühe war mein Herz erwacht,
Schüchtern zwischen Furcht und Hoffen.

Horch, ein trautgeschwätz'ger Ton
Dringt zu mir vom Wald hernieder.
Nisten in den Zweigen schon
Die geliebten Amseln wieder?

Dort am Weg der weiße Streif —
Zweifelnd frag ich mein Gemüte:
Ist's ein später Winterreif
Oder erste Schlehenblüte?

Das Haus mit den drei Türen.

Von Wilhelm Schäfer.

(Copyright by Georg Müller, München.) 11

Margherita, die doch die saubere Ordnung des unteren Gartens kannte, war halb erschrocken über die Verwahrlosung und halb aus der tiefen Lust an der Wildnis erfreut, daß sie den Schirm zuklappte, der sie in den Zweigen gehindert hätte, und sich im Eifer naß regnen ließ, einen Weg hinauf zu suchen.

Der Doktor hat ein Paradies mit einer Mauer rundum! jubelten ihre Gedanken, als sie gegen die verwahrloste Rosenwand vordrang, die oben die Wiese abschloß, beide Waldstreifen miteinander verbindend. Aber dahinter kam die erwartete Mauer noch nicht; es war nur ein Wandelgang, in den die verwilderten Ranken hinein hingen, und die Mauer lag noch reichlich fünfzig Schritte zurück. Davor war ein völlig ebener Plan mit dem schwarz gewordenen Gitter eines ehemaligen Tennisplatzes, und dann erst schloß das Gemäuer in reichlichem Abstand den Park ab.

Es tat dies nicht, ohne an den beiden Ecken durch zwei viereckige Türmchen gesichert zu sein, die, als Margherita das Ding untersuchte, nicht unzierliche Gartenhäuser waren, mit je einem runden Steintisch darin und verstaubten Holzbänken rundum an den Wänden. Je nach den beiden Außenseiten waren kleine Fenster da, Auslug zu halten, der jetzt freilich durch den Regen behindert war, aber bei klarem Wetter lustige Blicke in die Landschaft darbieten mußte; denn hinter der Mauer sank das Gelände zunächst wieder ab, und es war die flache Spitze des Hügels, auf dem der Tennisplatz mit den Türmchen stand, die keine Türen hatten und gleichsam die dunklen Mäuler aufsperrten.

Wie traurig ist dies! dachte die Contessa fast laut und trat in das nächste der Gartenhäuser hinein, sich auf den Steintisch zu setzen, weil der am schnellsten zu reinigen war. Und wie lange mag es schon verwahrlost liegen, das sichtbar einmal aufs schönste hergerichtet worden ist? wollte sie weiter denken und saß auf einmal im Schrecken da, was für ein Sinnbild sie vor Augen hatte, wenn sie von hier aus hinunter auf das Hedigerhaus sah und an seine Bewohner dachte.

So wird man alt! klagte sie, und zum ersten Mal wollte eine Bitterkeit gegen Eugenie aufkommen, um freilich im selben Augenblick schon verscheucht zu werden, weil sie sich auf ihre eigene Jungheit besann. Die bis zu diesem Erlebnis häufig genug ihr Altmädchentum gefühlt hatte, straffte sich auf zu der Kraft ihres Körpers: weil sie in diesem Augenblick wußte, was sie dem Kaspar Hediger in die alten Umstände seines Lebens gebracht hatte.

Auch mir werden die Jahre abrinnen! war sie tapfer genug, zu bedenken: Allen rinnen sie so! Aber wo das Verronnene seine Spur ließ, will das Rinnende fließen. Das Leben ist so, daß eines über das andere herkommt!

Die Contessa, die solche Dinge mit ihren Gedanken berührte, sagte nicht Pan oder sonst große Worte. Sie streifte alles nur, als ob sie ein Vogel wäre, mit ihrer Schwinge. Auch war sie längst aus der dumpfen Enge hinaus in den Regen getreten, wo sie mit der Lust einer großen Dankbarkeit stand. Sie fühlte die Kühle, der sie unten aus dem Fenster nur die Arme hingehalten hatte, bald durch die Kleider auf ihre Haut dringen. Aber sie wurde nicht kalt davon und fröstelte nicht, und hätte am liebsten wie ein Kind im Regen gesungen. Es war eine Quelle über ihr aufgegangen, sie zu begießen; und sie war es selber, die da über sich hinfloß.

*

Am selben Nachmittag noch erfuhr Margherita, warum der Doktor Hediger hinter der sauberen Ordnung seines

Gartens solch eine unschweizerische Verwahrlosung duldete. Er hatte da oben zwar, als er den alten Sitz kaufte, eine ziemliche Unordnung vorgefunden, aber alles soweit wieder herrichten und den Tennisplatz neu anlegen lassen, weil Eugenie sich den leidenschaftlich wünschte. Auch hatten sie einen Sommer lang fleißig gespielt, bis es eines Tages, um einen Ball zu hoch oder zu tief, einen kleinen Spielverdruß gab.

Es war eigentlich nur eine zu scharfe Neckerei von dem Doktor gewesen, die Eugenie ärgerte. Ich spiele nicht mehr mit dir! hatte sie zornig gesagt und den Platz verlassen. Aus diesem Augenblickszwist, der unter jüngeren Leuten mit einem herzhaften Streit hätte gelöst werden können, war die Verbannung freilich nur deshalb auf den Tennisplatz gefallen, weil der Verdruß zwar die Veranlassung gab, die Ursache aber lag in Eugeniens Alter. So flink sie sonst war, in diesem Ding hatte sie sich übernommen; und daß sie ganz aufhöre zu spielen, daran waren zuletzt doch die steifen Knochen schuld, von denen sie selber im Scherz sprechen konnte.

Der Doktor, dem ein rechtschaffener Jaß sowieso lieber war als die Ballschlägerei, hatte zuerst gewartet, daß seine Frau den ersten Schritt auf den Tennisplatz hinauf tun würde. Weil sie im Gegenteil tat, als ob sie nie ein Bedürfnis zu spielen gehabt hätte, war er wiederum über diesen Eigensinn in einen richtigen Verdruß gefallen und hatte aus Trotz nichts getan, sie von ihrem Trotz abzubringen. So war zwischen beiden, die sonst aufs herzlichste standen, eine Art Tabu daraus geworden. Und wie es mit allen Abschieden geht, daß sie zuerst ein Loch in den Tag machen, aber die Wochen und Monate treten das Loch zu, so war es auch diesem gegangen. Aber als die beiden sich des Dinges entwöhnt hatten, war von dem sonderbaren Verdruß das Tabu geblieben, das über dem Tennisplatz und schließlich über den Treppen hinauf stand.

Der Wagen hat uns bequem gemacht! Wir brauchen den vielen Raum für unser Alter nicht mehr! Einen Gärtner dafür zu halten, lohnt sich sowieso nicht! Der taubstumme Karl, der manchmal kommt, reicht für den unteren Garten aus! Kinder spielen auch keine darin!

Mit solchen und ähnlichen Sätzen schloß der kuriose Bericht, den die Contessa aus dem Kaspar Hediger heraus lockte. Weil sie aber merkte, wie fröhlich er selber war, so unversehens den alten Dorn los geworden zu sein, ließ sie nicht locker, ihn ganz aus dem Tabu zu befreien.

Ich ginge gern noch einmal hinauf, jetzt bei der Sonne. Gehst du mit? bat sie: Es klang zwar, als wollte der alte Landsknecht in dem Doktor Hediger noch einmal zu hauen und stechen beginnen, wie er mit verhageltem Lächeln sein: Warum nicht? sagte; aber er stand sogleich auf den Beinen.

Du wirst einen schönen Eindruck bekommen haben! stellte er fest, als er — ein paarmal von ihr zärtlich durch die Wildnis geschoben, weil er nicht weiter wollte — an dem Tennisplatz stand; und es war die Scham des ordentlichen Schweizers, daß er die Verwahrlosung rundum nur mit gesenktem Kopf anzusehen wagte.

Margherita indessen sah weder ihn noch das Ding, um das er sich schämte; wieder einmal, als ob sie in diesem Augenblick auf die Welt käme, nahm sie mit einem Staunblick die Landschaft wahr, die der Regen am Morgen verhängt gehabt hatte und die nun frisch gewaschen im Sonnenlicht stand. Denn weil sie sich gleichsam auf einer Plattform befanden, zwar noch im Tal, doch über die nächste Umgebung erhöht, starrten rundum, über das Gartengemäuer zwischen den beiden Türmchen und über die Baumkronen rechts und links, die Berge herein, sodaß es aussah, als wüchse ihr Gefels aus einer unwirklichen Tiefe in den Himmel, indessen der Grund, aus dem sie wuchsen, in der Abgeschlossenheit der Plattform nicht sichtbar sein konnte.

Weil sie damit auch von allem Menschlichen abgeschieden wurden — nur das Hedigerhaus sah tröstlich herauf, freilich bis zur halben Stirn hinter die Wiese versenkt — waren sie dem Himmel und den starrenden Bergen preisgegeben; und weil die Contessa dies sogleich fühlte, hätte das furchtsame Menschenkind in ihr sich in den schützenden Schatten der Baumwildnis verkriechen müssen, wenn nicht die Erinnerung an den Morgen gewesen wäre, als sie sich tapfer bis auf die Haut naß regnen ließ.

Es waren starke und kühne Gedanken der Zukunft, mit denen ihre Natur dem unbarmherzigen Anblick standhielt; dem Doktor Hediger aber hatte sich aus dem Fleck Erde, darauf sie standen, ein Stück Vergangenheit auf die Schultern gelegt.

Es wird mir zu heiß hier! sagte er, sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischend, und er suchte nach Schatten.

Komm da hinein! wies Margherita auf das Gartenhaus rechter Hand und dachte lächelnd, sie würden sich diesmal neben einander auf den Steintisch setzen. Aber der Hediger warf sich so ungehemmt auf die staubige Bank, als käme es in dieser Verwahrlosung weder auf Sauberkeit noch auf Ordnung an.

Hast du Angst vor Blitz und Donner? fragte er so unvermittelt wie möglich; und als sie, die in der Sonne stehen geblieben war, ungewiß in das Schattenloch sah, einen Sinn dieser Frage suchend, erklärte er mit Umständlichkeit: Die Sonne würde bestimmt ein Gewitter aus der Nässe ziehen; sie stäche zu heiß!

Aber auch mit seiner nachfolgenden Wettererklärung kam er doch nur einige Minuten weiter. Nachdem er recht wie ein Knabe ein paar Figuren mit dem Zeigefinger in den Staub der Bank gemalt hatte, auf der er saß, war er doch wieder genötigt, zu sprechen; und das fing er sonderbar genug an.

Ein verwunschenes Paradies hast du diese Schweinerei genannt! lachte er zornig. Wer hat dann die Jahre hindurch davor gestanden mit dem bloßen hauenden Schwert, wie es in der Bibel lautet?

Sagtest du nicht, das Alter? gab ihm Margherita Antwort; und der Schelm ihrer Natur mußte sich stark fühlen, daß sie das Wort wagte.

Darauf war der Kaspar Hediger lange still in seinem Schattenloch; und Margherita meinte ihn schnaufen zu hören, so arbeitete er sich durch das Dickicht seiner Gedanken, bis er ebenso unvermittelt wie vorher das vom Blitz und Donner, nur schon erleichtert fragte: Spielst du überhaupt Tennis?

Ich spiele gern Tennis! sagte Margherita und lächelte schon. Aber wir werden erst hier Ordnung schaffen müssen! Und dann sehr dreist: Nachher muß ich mir einen Partner suchen!

Das wirst du wohl müssen! stimmte der Doktor Hediger in einem Geigenton bei, als wäre ihm der Wirbel einer Saite gerutscht. Und mußte auf einmal so unbändig lachen, daß er mit offenen Armen aus seiner dunklen Höhle heraus kam, verstaubt und schwarz im Gesicht, weil er sich wie ein Knabe mit seinen noch viel schwärzeren Fingern den Schweiß abgewischt hatte.

Wie du aussiehst! jubelte Margherita, und die beschmutzten Hände störten sie nicht, beide fröhlich zu fassen: Das Schattenmaul da ist der Fisch Tabu, du bist der Jonas, und er hat dich ausgespuckt!

Zwei gute Freunde. (W. Schweizer.)

Auf diese Weise kam es, daß der Doktor Hediger mit der Contessa breitbeinig unter dem heißen Himmel und unter den starrenden Bergen dastand, als wollten zwei Kinder von Herzen lachend einen Ringelreigen tanzen.

*

Erst als sie danach wieder zum Tee in der Diele saßen, wo es schattig und kühl war, früher als sonst, weil der Doktor noch einmal hinunter mußte, fand er es an der Zeit, der Contessa sein eigenes Morgenerlebnis zu erzählen, wozu er durch einen besonderen Umstand genötigt war. Er tat dies in der befreiten Fröhlichkeit, die sie mit in das Haus hinab gebracht hatten, und soweit es ihm richtig schien, davon zu sprechen.

Auch er hatte sich über den Regen gefreut, als er nach seinem leise gekränkten Abschied in der offenen Garagentür stand. Der hat uns lange gefehlt! stellte er fest und hielt der tropfenden Nässe die beiden Handrücken hin, als sollte dort Gras wachsen. Und wie der Scheibenwischer danach, unverdrossen im Takt hin und her seinen Pendel schwingend, die rinnenden Tropfen abwischte, so tat er selber mit seinen Gedanken, als er im Morgengrauen nach Schwyz hinunter und um die Nebelschwaden des Giebelwaldes herum nach Muota fuhr.

Und heller, als er gefahren war, kam er Mittags zurück, als das Tal von Schwyz schon wieder im Sonnenschein dampfte. Er hatte Glück mit seinen Kranken gehabt und war voller Dankbarkeit. Als er den Assistenten in Schwyz absetzte, hatte der nach langer Zeit seine Brille naß gelacht; und als der Doktor darauf den schwarzen Strohhut des alten Stadtpfarrers erblickte, hielt er behaglich an, ihm für heute Abend den Jaß abzusagen.

Besuch! erklärte er aus dem Seitenfenster heraus, weil das Verdeck noch immer geschlossen war, und machte ein Gesicht dazu, als ob er Gott weiß welchen Groll auf die Abhaltung hätte.

Je, je! nickte der alte Herr gutgläubig, der von Basel gebürtig war, indem er hinter sich einen Gruß mit dem Strohhut verdankte; und sein greises Knabengesicht sah so harmlos aus, wie die Frage gemeint war: Und die Frau verreist, wie ich hörte?

Sie war schon wieder da! sagte der Doktor, ihm die Hand mit einer plötzlichen Eile hinaus streckend, und fuhr nachdenklich davon. Aber der Scheibenwischer stand still, der vorher die rinnenden Tropfen abgewischt hatte.

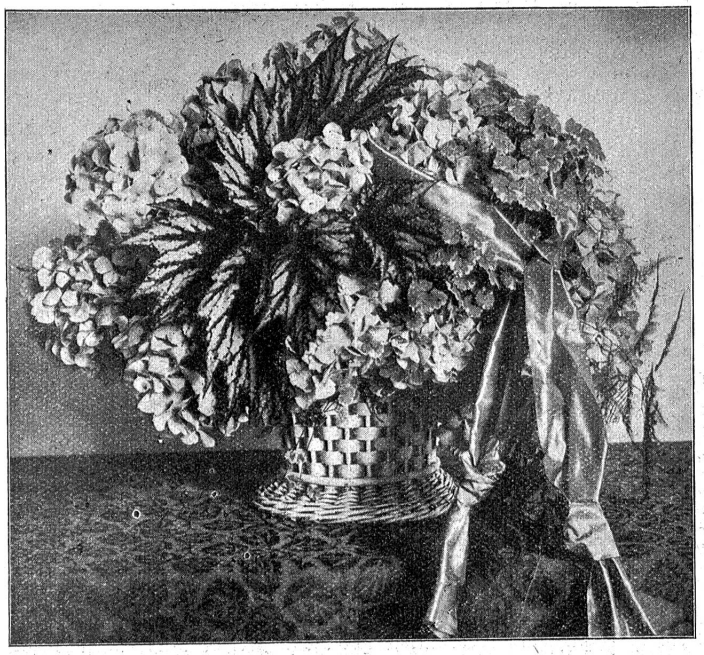
Es war keine Bosheit dabei: Hochwürden sind die Harmlosigkeit selber! erklärte der Kaspar Hediger übermütig, als er zum Tee sein Morgenerlebnis erzählt hatte, und dazwischen war er in dem verwunschenen Paradies Margheritas gewesen. Die hatte ihn alles erzählen lassen, und wie er zu Ende war, schrieb sie mit dem Zeigefinger drei Striche untereinander auf die gewürfelte Leinwand, als wollte sie eine Schlußsumme unterstreichen. Und der Doktor hatte schon längst wieder andere Dinge gesprochen, als sie auf dieses wieder zurück kam.

Wir haben bei uns ein Sprichwort, auf deutsch: Du mußt den Fisch essen, wie er gebacken ist! schalkte sie, und er, nicht wissend, worauf sie hinaus wollte, lachte im Voraus, als sie ernst wurde: Ich bin der Besuch; und weil die Frau fort ist, könnte ich dir als ihre gesetzliche Nichte den Haushalt führen, obwohl sich Babette bedanken würde! Indessen, schelmte sie plötzlich aus allem Glück der Stunde, ich weiß nicht, was sie in Schwyz dem Herrn Doktor alles zutrauen!

Ich weiß es auch nicht! quittierte der Kaspar Hediger. Aber was das betrifft: ich schlafe im Doktorhaus!

*

Der taubstumme Karl tat seit Jahren die grobe Arbeit im Garten des Hedigerhauses und war trotz seiner siebzig Jahre und seinem Gebrechen noch stark genug dazu und anstellig wie ein Gärtner. Dem schickte der Doktor am selben Tag noch einen Knaben hinauf zum Haggenegg, wo er wohnte; und andern Tags war er schon in der Frühe da, Margherita das Paradies säubern zu helfen, wie auf seinem Täfelchen stand, das er mit seinem Griffel immer



Ein Geschenkkorb, dessen Blumenzier von Garten- und von Fensterpflanzen gebrochen ist.

zur Hand hatte. Und als der Kaspar Hediger zum Mittag herauf kam, glühte Margherita vor Sonne, so hatte sie mit dem Alten das Reinmachen betrieben.

Hallo! scherzte er: Da muß ich das Handwerkszeug rüsten! Und nach dem Essen brachte er richtig zwei Tennisschläger an, die so verwahrlost wie der Platz oben waren.

Hat Babette damit die Teppiche geklopft? lachte Margherita; und der Kaspar sah die dürren Darmsaiten kopfschüttelnd an.

Wir fahren nach Brunnen hinunter, neue zu holen! schlug er vor; aber Margherita wehrte ihm: So weit sind wir vielleicht in einer Woche! und verhehlte noch, daß sie entschlossen war, keinen Schritt aus dem Garten zu tun.

Andern Tags hatte er gleichwohl das Handwerkszeug schon besorgt, und Margherita mußte den leichteren Schläger in der Diele probieren.

Und der andere? fragte sie.

Der andere ist für den Partner! lachte der Doktor, über den ein fröhliches Fieber gefallen war und der auf den taubstummen Karl eifersüchtig zu sein behauptete, weil der den ganzen Tag mit ihr werkeln dürfe, und ihm habe sie die Treppe hinauf verboten.

Du darfst erst wieder ins Paradies, wenn du dir nicht mehr an dem Tabu die Finger und das Gesicht schwarz machen kannst! verfügte Margherita. Denn obwohl sie beide genau die Worte wogen, das lockende und das drohende: sie waren an dem Nachmittag auf der Plattform frei geworden von Lockung und Drohung und trieben mit den Worten ihr Spiel, wie sie es sonst trieben.

(Fortsetzung folgt.)

Wohl unglückselig ist der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt sich, was er nicht versteht;
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht! Goethe.

Blumenbinden als Liebhaberkunst.

Von W. May.

Es ist ein billiges Verhalten, das heutzutage oft und oft beobachtet werden kann, jede nur halbwegs schwierige Tätigkeit als „Kunst" zu bezeichnen, entweder um dem Könner zu schmeicheln oder um der Tätigkeit jenen Grad von Wichtigkeit und Absonderlichkeit zu verleihen, der notwendig erscheint, ihr einen Sensationswert zu verschaffen.

Ich bin weit davon entfernt, solches Verhalten zu billigen oder gar selbst mitzumachen, aber die Kunst des Blumenbindens ist eine wirkliche Kunst, eine so überaus reizvolle und schöne noch dazu, daß sie verdiente, von jedermann bei Gelegenheit geübt zu werden. Und der Gelegenheiten sind ja so viele. Bei Festlichkeiten, eigenen und fremden, bei Gedenktagen, in Verbindung mit Geschenken, oder überhaupt nur zum Raumschmuck.

Die Kosten sind gering. Ein paar Blumen, die billigsten bereits, von einer Straßenhändlerin als reizlos zusammengebundener Strauß uns angeboten genügen. Eine schöne Vase, ein Körbchen, eine Schale oder ein einfacher Krug ist wohl in jedem Haushalte vorhanden. Etwas Blumendraht, eine Garnrolle — und unser Handwerkszeug ist beieinander.

Seltsamerweise war es der östliche Mensch, der das Gebinde zuerst als freies, nur auf sich selbst bestehendes Kunstwerk heranbildete und anerkannte, der Japaner. Die japanischen Blumenmeister, die uns heute noch unerreichten Vorbilder, fußten dabei auf einer alten, ästhetischen Tradition ihres Volkes, die das ganze Dasein, von der feierlichen symbolhaften Teezeremonie des Samurai bis zum höfisch-vornehmen Empfang nach uralter Etikette, die uns heute noch mancher Kuli an der Türe seiner ärmlichen Hütte bietet, durchdrängt hat. Ganz Japan, klein und groß, arm und reich kennt diese liebliche Kunst der Blumen und pflegt sie und der geschmückte Hausaltar bietet immer wieder ein neues Feld. So wie in Landkirchen bäuerliche Schmuckkunst immer wieder den Gotteraum ziert.

Demütig und klug naht sich der Japaner dem Naturganzen wie der einzelnen Blüte. Sie gilt, ob sie schön ist oder nicht, nach unseren Begriffen, er, der Binder ist nichts dagegen, ist ihr respektvoller Diener. So erkannte der Japaner in Wirklichkeit die Schönheit des einzelnen Blattes, der einzelnen Blüte, selbst des krumm gewachsenen, uns unansehnlich erscheinenden Zweiges und aus dieser Aufgeschlossenheit gegen die Schönheit, die jedem Pflanzenwesen innewohnt, vermochte und vermag er jene vorbildlichen Schöpfungen zu erfinden, die den Ruhm der japanischen Bindekunst ausmachen.

Der Westen Europas steht dem Blumengebinde zunächst fremd gegenüber. Wir hören in unseren alten Sagen und der alten Geschichte fast nichts, was wir als Zeugnis der Blumenkunst unserer Vorfahren aufnehmen könnten. Erst das frühe Mittelalter erbrachte im Verein mit dem Jahreszeitentanz, dem Volkstanz, Reihen oder Reigen den Kranz als erste Bindeform. Graphik und zeitgenössische Bildkunst zeigen ihn als ein meist kunstloses Gebinde, wie es eben aus dem rund gebogenen Zweig entstand. Das spätere Mittelalter brachte, insbesondere in der Architektur, den Früchte- oder Blütenkranz und die Girlande, was wohl auf die Befruchtung unserer Kunst durch den italienischen Süden zurückzuführen sein wird. Daneben erscheinen einzelne Blumen oder Blüten häufig in der Hand der Porträtierten, sodaß geschlossen werden kann, daß das Anstecken- und Traggebinde damals sich einbürgerte. Diese späte Zuneigung zum Blumenschmuck an Mensch und Heim ist nicht zufällig und geht Hand in Hand mit der Entdeckung der